

Zitierhinweis

Kos, Franz-Josef: Rezension über: Matthias Steinbach / Uwe Dathe (Hg.): Alexander Cartellieri, Tagebücher eines deutschen Historikers. Vom Kaiserreich bis in die Zweistaatlichkeit (1899–1953), München: De Gruyter Oldenbourg, 2014, in: Neue Politische Literatur, 60 (2015), 3, S. 470-471, DOI: 10.15463/rec.731520884, heruntergeladen über recensio.net

First published:

<http://www.ingentaconnect.com/content/plg/npl/2015/000020...>

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinaus gehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

festhielt. In Erinnerung bleiben auch Lügen und ein vor der Öffentlichkeit verborgenes, aber auf Staatskosten finanziertes Doppelleben. Der sozialistische Präsident erinnert in Vielem eher an die Tradition des Hofes von Versailles als an einen verantwortlichen Politiker einer demokratischen Republik.

Nach der Lektüre des Buches wird der Leser davon überzeugt sein, dass Winocks Biographie keineswegs überflüssig ist. Sie ist konziser als viele der bereits vorliegenden, sie ist stärker analytisch und weniger deskriptiv angelegt und sie ist auch dem „Helden“ gegenüber distanzierter, objektiver, soweit das bei einer Biographie überhaupt möglich ist.

St. Ingbert

Adolf Kimmel

Gut editierte Tagebücher

Steinbach, Matthias/Dathe, Uwe (Hrsg.): Alexander Cartellieri. Tagebücher eines deutschen Historikers. Vom Kaiserreich bis in die Zweistaatlichkeit (1899–1953), 980 S., De Gruyter Oldenbourg, München 2014.

Der Mediävist Alexander Cartellieri (1867–1955), der auch über neuzeitliche Themen schrieb, führte zwischen 1878 und 1954 Tagebuch – meist sonntags. Die beiden Herausgeber, Matthias Steinbach und Uwe Dathe, haben aus dem Zeitraum 1899 bis 1953 Auszüge veröffentlicht, wobei die Einträge zu seinen Arbeiten und seinen eigenen Krankheiten, seine Trauerarbeit zum Tod seiner Frau, seine Reisebeschreibungen und seine zum Teil ausufernden Bemerkungen zu Reisebekanntschaften stark gekürzt und auf wenige Beispiele beschränkt wurden.

Es sind vor allem die verschiedenen Ebenen, die das Tagebuch zu einer wichtigen Quelle machen: Zunächst seine Aufzeichnungen über seine wissenschaftliche Tätigkeit, seine Zweifel, ob es vernünftig war, Philipp II. August von Frankreich als Dissertations- und Habilitationsthema zu wählen – er widmet sich ihm mehr als zwanzig Jahre –, und ihm aus seiner Sicht lediglich den Ruf nach Jena („Popel-Jena“) einbrachte, wo er das Historische Seminar aufbaute. Ein weiterer Schwerpunkt, Weltgeschichte, brachte auch keinen Vorteil, da der Absatz der Bücher nur schleppend voranging. Auch seine Auffassung über die Arbeit eines Historikers dürfte ihm Probleme gebracht haben: quellenorientiert und

wenig Beachtung der Kollegenmeinungen, die er zum Teil als oberflächlich ansah.

Obwohl Cartellieri sich an einer Stelle über Politiker monierte, die nicht die Ergebnisse der Forschung berücksichtigten, gehörte er zu den Historikern, die selber nicht aus den Erfahrungen lernten, die sie im Laufe des Lebens machten: Zweimal, während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges, fiel er auf die Propaganda der jeweils Regierenden herein und glaubte bis zuletzt an einen Umschwung der Kriegslage; in beiden Fällen setzte er auf Wunderwaffen, jeweils die U-Boote und im Zweiten Weltkrieg zusätzlich auf V1 und 2. Cartellieri, der konservativ und national eingestellt war, auch wenn er in Odessa geboren wurde und Teile seiner Kindheit in Paris verbrachte, reflektierte in seinen Tagebüchern darüber, welche Kriegsziele Deutschland anstreben sollte, wobei auch die aus seiner Sicht überlebte Donaumonarchie einbezogen wurde. Er söhnte sich nie mit der Weimarer Republik aus, da er die Revolution für eine furchtbare Tragödie hielt, die ihn unter anderem dazu zwang, aus Geldnot einige Bücher aus seiner umfangreichen Bibliothek zu verkaufen, deren Pflege einen wichtigen Teil seines Lebens darstellte. Der Friede von Versailles machte ihn auch anfällig für die Propaganda Hitlers, obgleich er dessen innenpolitische Ziele ablehnte: So verurteilte er die Entlassung von Juden aus dem Staatsdienst – es traf einige Kollegen aus seiner Umgebung – und die Unzugänglichkeit objektiver Nachrichten. Aber die außenpolitischen Erfolge überdeckten dies. Allerdings war er kein Nationalsozialist, da er letztlich ein deutsches Kaiserreich anstrebte. Mit der neuen Diktatur nach 1945 – Cartellieri konnte Thüringen wegen seiner Bibliothek nicht verlassen – kam er abgesehen von einigen Unannehmlichkeiten einigermaßen zurecht; allerdings auch, weil kaum etwas von ihm erwartet wurde. Bis zuletzt setzte er auf eine Vereinigung von ganz Deutschland.

Neben diesen beiden Hauptthemen nimmt die Universität Jena einen großen Raum ein (Streitigkeiten mit Kollegen, Einsatz für die Nichtordinarien, Abneigung gegen Frauen beim Studium, obwohl er sie indirekt unterstützte, indem er sie als Hilfskräfte beschäftigte). Kurze Kommentare gab er zu den Büchern, die er las, und er würdigte das Leben von Kollegen, nachdem er von ihrem Tod erfahren hatte.

Die gut editierten Tagebücher Cartellieris werden durch ein Personenregister erschlossen, das etwas unhandlich ist, da der Vor- dem Nachnamen vorgeschaltet ist. Zudem sind einige Personen nicht aufgenommen und einige

Abkürzungen nicht aufgelöst. Die wichtige Quelle bietet Einsicht in die Arbeitsweise eines Historikers, seine Gefühlswelt – die Tagebücher waren für ihn auch eine Möglichkeit, um seine Eindrücke, Niederlagen, Enttäuschungen et cetera zu bewältigen – und seine Sicht auf die Politik aus vier Regimen.

Kerpen-Buir

Franz-Josef Kos

Modernität in Europa im 20. Jahrhundert?

Jarausch, Konrad H.: *Out of Ashes. A New History of Europe in the Twentieth Century*, 880 S., Princeton UP, Princeton, NJ/Oxford 2015.

In den letzten zwanzig Jahren sind bereits umfassende Darstellungen zur Geschichte Europas im 20. Jahrhundert veröffentlicht worden, so von Eric Hobsbawm, Mark Mazower und Tony Judt. Diese Überblicke haben sich zum Teil zwar auf bestimmte Probleme oder Jahrzehnte konzentriert; dennoch ist ein innovativer Zugriff auf die grundlegenden Prozesse und Umbrüche, die das Jahrhundert prägten, weiterhin eine erhebliche Herausforderung. Konrad H. Jarausch, ein in Chapel Hill (North Carolina) lehrender Experte der Geschichte Deutschlands in ihren internationalen Bezügen, geht in seinem neuen Buch von der „fundamental ambivalence of modernity“ (S. 11) aus. Mit dieser Einsicht, die Zygmunt Bauman, Ulrich Beck und (für die Geschichtswissenschaft) Detlev Peukert bereits in den achtziger Jahren formulierten und für ihre Arbeiten nutzten, ist die Absicht verknüpft, den „struggle between competing conceptions of modernity“ (S. 12) nachzuzeichnen – eine Überlegung, die an Shmuel Eisenstadts Konzept der „multiple modernities“ erinnert.

In der Einleitung zeichnet Jarausch die Diskussion über die „Modernität“ seit der Einführung des Begriffs durch symbolistische Dichter in Frankreich in den 1870er Jahren souverän und kenntnisreich nach. Allerdings werden keine klaren Richtungskriterien formuliert, welche die einzelnen Befunde zu bündeln vermögen. Die herausgearbeiteten Spezifika Europas – so der Rationalismus, die damit verbundenen Innovationen, der Industriekapitalismus, Militärreformen und die Staatenkonkurrenz – sind dafür zu allgemein. Dabei ist das Spektrum der von

Jarausch behandelten Probleme beeindruckend breit. Es reicht von der globalen Dominanz Europas um 1900 über die beiden Weltkriege, die demokratische Erneuerung im Westen und die kommunistischen Diktaturen im Osten bis zum Übergang zur postindustriellen Gesellschaft und zur neuen Phase der Globalisierung seit den siebziger Jahren. Deshalb können hier nur einzelne Kapitel detaillierter besprochen werden.

Zu Recht kennzeichnet der Verfasser den Ersten Weltkrieg als „total war“ (S. 75), dessen destruktive Dynamik er auch in den Gesellschaften der kriegführenden Staaten entdeckt. Die Gewalt, aber auch überspannte und konträre Kriegsziele hätten den fragilen Frieden, den die Pariser Vorortverträge 1919/20 sichern sollten, von vornherein belastet. Die faschistische Herausforderung, die schließlich 1922 mit der Machtübertragung an Benito Mussolini durch die traditionellen Eliten Italiens offenkundig wurde, ging aufgrund dessen unmittelbar aus dem Ersten Weltkrieg und seinen Folgen hervor. Nach Jarausch strebte der Faschismus mit der Ablehnung von Demokratie, Liberalismus und Kommunismus, mit dem Leitbild nationaler Geschlossenheit, der Expansionsideologie, der Utopie einer grundlegenden Erneuerung und dem martialischen Auftreten in der Öffentlichkeit eine „alternate modernity“ (S. 157) an, die aber auch archaische und restaurative Züge aufgewiesen habe. Hier wird die Argumentation unklar, zumal außer „modernity“ auch Begriffe wie „modernization“ und „modernizing“ (z. B. S. 178f.) gebraucht werden. Es bleibt letztlich unentschieden, ob und inwieweit die demokratischen und faschistischen Varianten von „Modernität“ grundsätzlich gleichwertig sind, auch in normativer Hinsicht. Zudem werden einzelne Interpretationen – so die Deutung, dass die italienischen Faschisten Frauen keinen Platz ließen (vgl. S. 165) und letztlich eine Entwicklungsdiktatur etablierten (S. 179) – komplexeren Forschungsdiskussionen nicht gerecht. Zutreffend verweist Jarausch aber auf die grenzüberschreitende Ausstrahlungskraft des italienischen Faschismus, die damit den Gattungsbegriff begründete.

Nach den materiellen, politischen und moralischen Verwüstungen des Zweiten Weltkrieges gelang in Westeuropa der Übergang zu einer „more benign modernity“ (S. 406). Einleuchtend hebt der Verfasser hervor, dass die neuen Demokratien gegenüber den parlamentarischen Regierungen der Zwischenzeit breitere Gesellschaftsgruppen einbezogen und fähiger waren, auf die von den Bürgerinnen und Bürgern